

Gedanken zum Symposium „Versöhnung – die befreiende Kraft der Gnade“

Dennis Gira

Die folgenden Überlegungen zum Symposium, das CONCILIUM zusammen mit dem Zentrum für Befreiungstheologien Leuven und der Anthropos-Forschungsgruppe Leuven gemeinsam organisierten, gehen auf die Bitte der Herausgeber dieser Ausgabe der Zeitschrift zurück und sind zwangsläufig persönlicher Natur, was auch bedeutet: sehr unvollständig. Ich bin ein Fachmann für Buddhismus und interreligiösen Dialog, wurde in den USA geboren und lebte in Chicago (26 Jahre lang) und Japan (acht Jahre lang), bevor ich mich vor 35 Jahren in Frankreich niederließ. Diese in hohem Maß interkulturelle und interreligiöse Lebenserfahrung nahm offensichtlich Einfluss auf die Auswahl der Aspekte des Symposiums, die ich hier kommentieren will, sowie auf die Art der Kommentare selbst. Der Leser wird in den im Hauptteil dieses Heftes wiedergegebenen Dokumenten ebenso interessante, wenn nicht noch interessantere Aspekte entdecken.

Wie heilt man zerbrochene Beziehungen?

Was mich am Symposium am meisten beeindruckte, war das persönliche Engagement der Teilnehmer und Teilnehmerinnen im gemeinsamen Versuch zu begreifen, was getan werden kann, um zerbrochene Beziehungen zwischenmenschlicher, interkultureller, interreligiöser Natur oder Beziehungen zwischen verschiedenen Gruppen und Gesellschaftsschichten etc. heilen zu können. Ich empfand große Wertschätzung dafür, wie gut die vier Sitzungen zu den Themen *Wunden*, *Gerechtigkeit*, *Vielfalt* und *Kreativität* aufeinander abgestimmt waren. Jede dieser Sitzungen reflektierte auf je ihre Weise diese gemeinsame Sorge. Zugefügte und selbst empfangene *Wunden* können tief und schmerzvoll sein; in den meisten Fällen wird dies von beiden Seiten so empfunden, doch auf unterschiedliche Art und für gewöhnlich nicht zur gleichen Zeit. Die Wunden von Angreifern, die Wunden, die zur Aggression führten und diejenigen, die auf sie folgten, dürfen nicht weniger ignoriert werden als die unmittelbarer ersichtlichen und nachvollziehbaren Wunden von Opfern. Um diese Wunden zu heilen, bedarf es der *Gerechtigkeit*, doch Gerechtigkeit allein ist nicht imstande, die Wunden von Aggressoren und Opfern gleichermaßen zu heilen. Jede Seite wird verschiedene Bedürfnisse und manchmal sehr unterschiedliche Auffassungen davon haben, was Gerechtig-

keit ist. Vergebung ist gleichermaßen notwendig - und Liebe, die Feindesliebe, die manchmal unmöglich ist, insbesondere, wenn Wunden zugefügt wurden. Manchmal kann die nötige Vergebung aus der Zukunft zuteil werden, wie im Fall einer Mutter, die selbst von sich aus nicht verzeihen kann, doch um der Kinder willen vergeben kann, um den Kreislauf der Gewalt zu durchbrechen (vgl. den Beitrag von Elías López in diesem Heft, S. 47f). Ungerechtigkeit wurzelt sehr häufig in der Unfähigkeit, *Vielfalt* in positiver Weise zu leben. Die Furcht vor anderen - vor anderen Menschen, anderen Gemeinschaften, anderen Religionen, anderen Ländern ... die Liste ist sehr lang - herrscht vor und führt zur Aggression, um sich selbst vor denen zu schützen, die als Feinde (ob sie es nun wirklich sind oder nicht) betrachtet werden, oder um das zu rächen, was man als ungerecht (ob es dies ist oder nicht) empfindet. Was die *Kreativität* betrifft, so liegt es klar auf der Hand, dass sie wesentlich zum Versöhnungsprozess gehört. Ohne Wege zu finden, Menschen - Opfern und Gewalttätern - zu helfen, ihrem Schmerz Ausdruck zu verleihen, ihre Geschichten miteinander zu teilen, die Angst zu überwinden, Wertschätzung für ihre Unterschiede zu entwickeln usw. ist es unmöglich, zerbrochene Beziehungen zu heilen, damit Menschen in Frieden zusammenleben können - was nicht dasselbe ist wie einfach in einer unbefriedigenden Art von „friedlicher“ Koexistenz nebeneinander zu leben.

Die Grenzen sogenannter „universaler“ Prinzipien

Im Laufe des Symposiums wiesen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen auf die Hauptschwierigkeiten hin, die den Versöhnungsprozess behindern können, und schlugen Wege vor, sie zu überwinden. Viele dieser Schwierigkeiten, die oftmals wesentlich ernster und komplexer sind, als die Leute meinen, sind direkt mit der Frage der Vielfalt verbunden. In der Tat sind wir oft Gefangene unserer eigenen Weltanschauung und zahlreicher Begriffe, die wir als fraglos „universal“ betrachten. In einem gewissen Maß veranschaulicht die Tatsache, dass die Verkehrssprache des Symposiums Englisch, also eine okzidentale Sprache, war, dieses Problem. Einige der Worte (und insbesondere der Begriffe, für die sie stehen), die häufig auf dem Symposium benutzt wurden, haben in vielen nichtwestlichen Sprachen keine wirkliche Entsprechung. Wenn wir nach Gerechtigkeit im Sinne der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* suchen, wie sie von der UNO-Vollversammlung verabschiedet wurde, dann sollten wir nicht überrascht sein, dass einige Völker nicht völlig verstehen, in welcher Beziehung dies zu ihren eigenen Traditionen steht, in denen „Gerechtigkeit“ oder mehr oder weniger verwandte Begriffe andere Nuancen aufweisen können.

Ein gutes Beispiel hierfür ist das Kriegsverbrechertribunal in Kambodscha. Gerechtigkeit, so wie wir sie bei uns im Westen kennen, hat Kambodschanern gewiss etwas zu sagen, doch dieses „etwas“ ist für sie nicht selbstverständlich. Wir haben zu begreifen, dass sie nicht mehr Bereitschaft haben, auf uns zu hören, wie umgekehrt wir auf sie. Die meisten Kambodschaner sind Buddhisten und

glauben an das *Karma* (also die Verbindung zwischen Handlungen und deren notwendigen Folgen in diesem Leben oder in einer künftigen Existenz). Viele von ihnen sind davon überzeugt, dass die Kriegsverbrecher, denen der Prozess gemacht wird, bereits durch ihre eigenen Handlungen „verurteilt“ wurden und dass diese Handlungen ihnen ein Leid eintragen werden, das der Schwere ihrer Vergehen angemessen ist - was völlig außerhalb der Reichweite menschlicher Gerechtigkeit liegt. Das wird klar, wenn wir die von den Roten Khmer begangenen Grausamkeiten betrachten. Und können wir sie wenigstens ansatzweise verstehen, wenn sie sagen: Wenn es schon Kriegsverbrechertribunale geben soll, dann sollen sie alle Leute mit einschließen, ohne die die Roten Khmer nicht an die Macht gekommen wären, inklusive die amerikanischen Politiker? Ein anderes Beispiel für die Schwierigkeiten, die uns begegnen können, wenn wir nichtwestliche Kulturen und sozioreligiöse Kontexte mit unseren Maßstäben und von unserem Verständnis des Stellenwertes der menschlichen Person und deren Platz in der Gesellschaft beurteilen, wäre das Kastenproblem in Indien (vgl. den Beitrag von Felix Wilfred, der hierzu und zu anderen damit verknüpften Punkten Überlegungen anstellt, S. 71f).

Bei mehreren Gelegenheiten dachte ich während des Symposiums auch an die Chinesen und ihr Zögern hinsichtlich der „Universalität“ der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*. Was viele Menschen (und nicht nur aus dem Westen) an Chinas Haltung kritisieren, ist oftmals eine Karikatur einer viel differenzierteren Position. Die Chinesen betonen, dass die gesellschaftliche Dimension der Person in die Erklärung mit aufgenommen werden muss, wenn sie wirklich universal sein soll, und das nicht einfach nur aus pragmatischen Gründen, selbst wenn solche pragmatischen Gründe manchmal tatsächlich ausschlaggebend sind, und wir sollten bereit sein, das auszusprechen. Die Chinesen stehen in dieser Frage nicht allein da. Die afrikanischen Staaten, die der Organisation der afrikanischen Einheit angehören, verabschiedeten die *Afrikanische Charta der Menschen- und Völkerrechte* im Jahr 1981, die 1986 in Kraft trat. Diese Staaten fürchten ebenfalls, dass Menschenrechte oftmals ausschließlich als Rechte von Individuen (was nicht dasselbe ist wie die Rechte von Personen, die im Verhältnis zu jeder anderen Person „Individuen“ sind) zum Nachteil von Völkern gedeutet werden

Dennis Gira stammt aus Chicago, wo er Philosophie und Theologie studierte, bevor er 1969 nach Japan ging. Dort studierte er Japanisch und beteiligte sich an der Sophia-Universität in Tokio an Ostasienforschungen, bis er 1977 nach Frankreich zog. Dort studierte er Religionswissenschaften an der École Pratique des Hautes Études und promovierte in Ostasienkunde mit Schwerpunkt Buddhismus. Von 1985 bis 2007 unterrichtete er Buddhismus, interreligiösen Dialog und japanische Religionen am Institut Catholique in Paris, dortselbst von 1986 bis 2007 als stellvertretender Direktor des Instituts für Religionswissenschaften und die Theologie der Religionen. Jetzt, im Ruhestand, unterrichtet er weiter an verschiedenen Universitäten und Seminaren in Frankreich. Veröffentlichungen u.a.: *Le bouddhisme à l'usage de mes filles* (2001); *Le Lotus ou la Croix, les raisons d'un choix* (2003); *Le dialogue à la portée de tous (ou presque)* (2012). Für *CONCILIUM* schrieb er zuletzt über „Die ‚Inkulturation‘ des Buddhismus in traditionell christlichen Religionen“ in Heft 5/2010. Anschrift: 73ter rue Saint-François, 37520 La Riche, Frankreich. E-Mail: dennis.gira@orange.fr.

können. Im Fernen Osten und insbesondere innerhalb des Buddhismus ist das Individuum durch eine schrecklich egozentrische Haltung charakterisiert und wird als eine Quelle von Unglück in der Welt betrachtet; dies kann das Zögern hinsichtlich der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* erklären. Auf das aufmerksam zu hören, was in anderen Traditionen sehr grundlegend ist, bedeutet nicht, Kompromisse hinsichtlich dessen zu schließen, was viele Menschen als „universal“ betrachten. Dies wäre selbstverständlich inakzeptabel. Es heißt schlicht, dass wahre Universalität etwas ist, das wir ständig mittels Dialog anstreben sollten, mit einem geschärften Bewusstsein dafür, dass jegliche „Universalität“, welche den notwendigerweise weitergehenden Dialog in einem Kurzschlussverfahren unterbricht, ein Widerspruch in sich wäre. Es würde bedeuten, dass eine Mehrheit einer Minderheit ihre Ansichten aufzwingt. Dies könnte lediglich Missverständnisse, Wunden und zuweilen Gewalt heraufbeschwören und wäre alles andere als universal. Es ist in der Tat eine sehr mühsame Weise, die Vielfalt, die für unsere heutige Welt so charakteristisch ist, zu leben.

Die Bedeutung des Dialogs

Verständlicherweise gab es während des Symposiums viele Diskussionen zum Thema Vielfalt und insbesondere über die Gründe, warum Vielfalt von so vielen Menschen als Bedrohung empfunden wird, wo sie doch ein positiver Faktor im persönlichen und gesellschaftlichen Leben sein könnte und sollte. Eine Reaktion auf Situationen, in denen Vielfalt einen Teil des Teufelskreises von Missverständnissen, Gewalt, Wunden, Ungerechtigkeit etc. bildet, ist Toleranz. Heute scheinen viele Menschen zu glauben, dass Toleranz diesen Teufelskreis durchbrechen und den Menschen helfen würde, friedlich zusammenzuleben. Nicht jeder Teilnehmer des Symposiums würde dem völlig zustimmen, auch ich nicht. Toleranz ist gewiss besser als Intoleranz, und in manchen Situationen kann sie bedeutend, ja sogar ausschlaggebend sein. Doch sie kann auch sehr gefährlich sein. Ich habe dies auf unangenehme Weise bei einem internationalen interreligiösen Treffen erfahren müssen. Gläubige aus dem „Norden“ fast aller dort ansässigen Religionen stimmten darin überein, dass Toleranz die Haltung aller Gläubigen zueinander auszeichnen sollte. Auf diese Weise könnten die Beziehungen zwischen den Anhängern verschiedener Religionen zu einem Modell für die Beziehungen zwischen anderen Gruppen von Menschen werden. Gläubige aus dem „Süden“, und auch hier wiederum aus fast allen dort vertretenen Religionen, verwarfen diese Vorstellung ziemlich heftig. Sie betonten, dass Leute, die Toleranz als ein Ideal vorschlagen, niemals die Erfahrung gemacht haben, toleriert zu werden! Für sie war es offensichtlich, dass Toleranz und Herrschaft oder wenigstens ein Überlegenheitsgefühl Hand in Hand gehen: Die Reichen tolerieren die Armen, die intellektuell Begabten tolerieren diejenigen, die es nicht sind, die Gebildeten tolerieren die Ungebildeten usw., und niemals umgekehrt! Als Alter-

native zur Toleranz schlugen sie den Dialog vor. Und um den radikalen Unterschied zwischen diesen beiden Dingen aufzuzeigen, luden sie uns dazu ein, über zwei einfache Sätze nachzudenken, von denen der eine das Verb „tolerieren“ und der andere das Verb „einen Dialog führen“ enthielt: A toleriert B, und A führt einen Dialog mit B. Im ersten Satz gibt es nur ein handelndes Subjekt, nämlich A. B ist zwar vorhanden, aber das, was er oder sie denkt oder fühlt, wie er oder sie handelt, geht nicht ins Gesamtbild ein. Für diejenigen, die toleriert werden, wird diese Situation intolerabel! Menschen wollen und müssen sich respektiert fühlen, sie wollen und müssen wissen, dass andere davon überzeugt sind, dass sie etwas Wichtiges zu sagen haben, dass sie einen Beitrag für die Gesellschaft und für das Gedeihen der Menschen leisten können, mit denen sie leben und arbeiten. Im zweiten Satz gibt es zwei handelnde Subjekte, beide sind gleichwertig, und das verändert alles. Menschen, die einen Dialog führen wollen, sind davon überzeugt, dass ihre potenziellen Dialogpartner ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen haben, und sind sich dessen sehr stark bewusst, dass sie in Wirklichkeit nicht viel über sie wissen. Anstatt Klischeevorstellungen hinzunehmen, die über ihre Kultur oder Religion in Umlauf sind, bitten sie ihre Dialogpartner, ihnen dabei zu helfen, das zu entdecken, was sie glauben, wie sie empfinden, was sie denken, was ihnen wirklich hilft, den Alltag zu leben, was sie befürchten, wie sie mit den großen Rätseln des Lebens, unter anderem mit Leid und Tod, umgehen. Dank des Dialogs beginnen wir zu erkennen, dass andere nicht deshalb anders sind, weil sie sich von uns unterscheiden, sondern schlicht aufgrund dessen, wer sie sind. In Wahrheit sind wir alle „andere“, was uns in der Tat helfen sollte, Vielfalt anzunehmen. Dies ist nicht länger eine Frage, die allein uns und alle anderen verschiedenen Gruppen in unserer Umgebung angeht. Es ist eine Frage aller Gruppen, inklusive der unsrigen, die zusammen die Gesellschaft bilden. Unterschiede sind Teil des Ganzen, und es ist im Interesse aller, sie zu respektieren, nicht indem man sie toleriert, sondern indem man in einen Dialog darüber eintritt.

Aus dieser Perspektive muss auch die Vorstellung, andere willkommen zu heißen, neu durchdacht werden. Natürlich ist es wichtig, Menschen, die von außerhalb kommen, in unserer Gesellschaft willkommen zu heißen. Doch wie lange sollte diese Haltung des Willkommens andauern? Es muss einen Punkt geben, ab dem sich Leute, die man willkommen heißt, zu Hause fühlen. Und genau dann werden sie Teil der aufnehmenden Gesellschaft, die sie willkommen geheißen hat. Eine solche Gesellschaft ist weit davon entfernt, Unterschiede zu tilgen, und baut sich aus den Unterschiedlichkeiten auf, die weder in Konflikt miteinander stehen noch sich einfach tolerieren, sondern die sich in ständigem Dialog miteinander befinden und sich so stets weiterentwickeln.

Schlussfolgerung: Bewusstseinsbildung und Kreativität

Während der gemeinsamen Reflexion am Ende des Symposiums gab eine erhebliche Zahl von Teilnehmern dem Wunsch Ausdruck, den oben erwähnten „heilenden“ Ansatz, der allen am Herzen lag, durch einen eher „präventiven“ Ansatz zu ergänzen. Versöhnung kann, wenn sie mit Vergebung einhergeht, vieles für die verändern, die verurteilt werden, denen vergeben wird und die auch geliebt werden, und ebenso für diejenigen, die urteilen, vergeben und lieben. Doch wie können wir eine Gesellschaft schaffen (wiederum sehen wir hier die Bedeutung von Kreativität), in der es weniger Verwundungen, Ungerechtigkeiten, mehr Kreativität und weniger Bedarf an Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung gibt? Die bestimmende Antwort auf diese Frage könnte in einem Wort zusammengefasst werden: Bewusstseinsbildung (oder Erziehung).

So wie ich die Schlussfolgerungen des Symposiums verstanden habe, scheint es, dass diese Bewusstseinsbildung, die man den jungen Leuten im Rahmen der Erziehung zu Hause und in der Schule angedeihen lässt, darauf abzielt, den Menschen zu helfen, die Vielfalt besser zu verstehen, die Teil ihres Lebens, ja sogar Teil ihrer eigenen Identität ist, und sie würde darauf abzielen, den Menschen die nötigen Hilfsmittel an die Hand zu geben, um diese Vielfalt auf schöpferische Weise zu leben. Einige der Schlüsselemente innerhalb dieser Bewusstseinsbildung wären die „Kunst“ des Dialogs, ein Bewusstsein von der Wichtigkeit, etwas über andere Kulturen und Religionen, einschließlich der eigenen, zu erfahren, die Teil dieser Vielfalt sind, in der wir leben, und solides Wissen über die wichtigsten dieser Kulturen und Religionen. Das Thema des Symposiums war Versöhnung, und im Sinne dieses Themas würde diese Bewusstseinsbildung auch eine befreiende Gnade darstellen, nicht, weil sie Leuten helfen würde, zerbrochene Beziehungen zu heilen, sondern weil sie sie in die Lage versetzen würde, diese Beziehungen ihr ganzes Leben hindurch in erfüllterer Weise zu leben.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.